





Gerichtsergebnig.

2. Halle, 18. Juli. (Veren-Strammern.) Eine grobe... Z. Halle, 18. Juli. (Veren-Strammern.) Eine grobe...

Table with 2 columns: 'Stierkopf', 'Denia', etc. and prices.

Schmalzmarkt.

Table with 5 columns: 'Schmalzmarkt im hies. Viehboze in Halle am 18. Juli', 'I. Qual.', 'II. Qual.', 'III. Qual.', 'verkauft', 'unverkauft'.

Bericht über den Schmalzmarkt.

auf dem hiesigen Viehboze zu Leipzig am 18. Juli 1898. Auftrieb: 414 Rinder, und zwar: 123 Fohlen, 25 Fäulen, 170 Kühe, 96...

Table with 2 columns: 'Viehboze', 'Erlaubsung'.

Main table with 3 columns: 'Viehboze', 'Erlaubsung', 'Schmalzmarkt'.

Stammis, 18. Juli. Schlacht- und Viehboze.

Preise: 274 Rinder, 87 Kühe, 679 Hammel, 486 Landweidchen. - Preise: Ochsen: 1) vollfleischige, ausgemästete höchsten Schlachtwerts bis zu 7 Jahren 63-65 M., 2) junge, fleischige, nicht ausgemästete - ältere ausgemästete 60-62 M., 3) mäsig genährte junge...

Waren- und Produktberichte.

Stammis, 18. Juli. (Central-Schlacht- und Viehboze.) Auftrieb: 325 Stück Groschsch, 348 Schweine, 53 Kühe, 208 Hammel. Der Durchschnittspreis pro 1/2 kg Schlachtgewicht betrug bei Groschsch 57-68 M., Schweinen 57-62 M., Kühen 60-70 M., Hammeln 55-62 M.

zur Erbauung eines gemauerten Schornsteins in der Definations-Anstalt 500 Ml. bewilligt, der Verzicht geleistet, die für den Erwerb des Pflanzenscheinigen 1000 Ml. auf die Ankündigung von 1892 zu veranschauligen... (Text continues about a building project and financial matters).

- Die Wasser-Verwaltung in den 'Lichtenfeldern' erfreut sich mit Recht eines regen Lebens auch aus Reiterkreisen, da sie jetzt, nach Ausbesserung der ersten Badeanstalt, auf diesen manchen Interessenten bildet. Wie schon erwähnt, nicht unklar, auch auf dieser Stelle nochmals dem Besuch angelänglich zu empfehlen, unter dem ausdrücklichen Hinweis, daß derselbe für alle diejenigen, welche die im unteren von Hofe des Stadtschlosses jugendlichen Saale ausgetrocknet im Bereich des Saale gelegen wollen, in der Zeit von 3 Uhr Nachmittags bis 8 Uhr Abends angedeutet wird, während im Arbeitslohn von früh 9 Uhr ab die Ausstellung geöffnet ist. In diesem Saale sind die mittels Elektromotoren der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft betriebenen Wasser- und Glasreinigungsmaschinen von F. B. v. Oberhoff, Badmaschinen von F. B. v. Oberhoff, Wasser- und Wasserreinigungsmaschinen von F. B. v. Oberhoff, Wasser- und Wasserreinigungsmaschinen von F. B. v. Oberhoff, Wasser- und Wasserreinigungsmaschinen von F. B. v. Oberhoff...

Weiter-Ausflüchten auf Grund der Berichte der deutschen Seewarte in Hamburg.

Mittwoch, 20. Juli: Wärrer, wolfig, meist trocken.

Table with 5 columns: 'Wasserstände (+ bedeutet über, - unter Null)', 'Ort', '17. Juli', '18. Juli', '19. Juli', '20. Juli'.

Volkswirtschaftlicher Theil. Marktberichte.

Central-Zelle der Preussischen Landwirtschaftskammer. Rottungszentrale.

18. Juli 1898.

a) für inländisches Getreide in M auf pro Tonne gestiftet werden:

Table with 2 columns: 'Ort', 'Preis'.

b) nach privater Ermittlung:

Table with 2 columns: 'Ort', 'Preis'.

c) Mellemarkt:

Frankf., Boll und Speien, aber ausfall. der Qualitäten 18. Untertrieb. am 18. Juli am 18. Juli... (Text continues about market conditions).

(Continuation of the article about the water management project in Lichtenfeld, including details about the machinery and the project's progress.)

Donnerstag nach Berlin Weizen Juli 814 Stk. M. 179,25 M. 179,25 Chicago 789,00 M. 174,70 M. 174,00



**Bamberg, 18. Juli.** (Schwabische) Kaiser-Kapelle L. Schmitt 84/85, ...

**Kaffee.** Bamberg, 18. Juli. (Schwabische) Kaffee. ...

**Reifen.** Bamberg, 18. Juli. (Schwabische) Reifen. ...

**Woll.** Bamberg, 18. Juli. (Schwabische) Woll. ...

**Cole. Defiant. Fettsäuren.** Bamberg, 18. Juli. ...

**Stoffen. Stärke. Seifen.** Bamberg, 18. Juli. ...

**Woll.** Bamberg, 18. Juli. (Schwabische) Woll. ...

**Woll.** Bamberg, 18. Juli. (Schwabische) Woll. ...

**Samenballe und Wolle.** Bamberg, 18. Juli. ...

**Woll.** Bamberg, 18. Juli. (Schwabische) Woll. ...

**Woll.** Bamberg, 18. Juli. (Schwabische) Woll. ...

**Coursnotierungen**

Table with columns for Deutsche Fonds und Staatspapiere, Ausländische Fonds, and Deutsche Hypotheken-Pfandbriefe.

**Bank-Affien.**

Table listing various bank shares and their prices.

**G. Pellicioni & Co.**

Table listing gold, silver, and paper prices, along with exchange rates.

**Metzer-Dombauloose**

Mark sind jetzt noch erhältlich in allen Lotteriegeschäften! ...

**Werbung und Hatten-Affien.**

Table listing advertising and other shares.

**Leipziger Börse vom 18. Juli.**

Table listing Leipzig stock market prices for various companies.

Metzer-Dombauloose ... Mark sind jetzt noch erhältlich in allen Lotteriegeschäften! ...

Advertisement for Oelermann's Fussbodenlack, featuring a logo and descriptive text.

Advertisement for Pension! Erziehung! Nachhilfe! Eltern, featuring a logo and text about education.

Advertisement for Modifitin, featuring a logo and text about a medicinal product.

Advertisement for Eau de Cologne 'Zur Stadt Mailand', featuring a logo and text.

Advertisement for FLEISCH-EXTRACT, featuring a logo and text about the product.

Advertisement for Familien-Nachricht, featuring a logo and text about family news.

Notationsdruck und Verlag von Otto Ziehe, für die Inzerate verantwortlich Geint. Diermann, Halle (Saale), Leipzigerstraße 87.



(Nachdruck verboten.)

**Der räthſelhafte Herr.**

5) Romiſcher Roman von Heinrich Lee.

Schlauch ſchwagte mit ſeiner Dame munter weiter. Fräulein Koch wartete noch immer.

Hannefried empfand, er müßte etwas ſagen — koſte es, was es wolle.

„Gnädiges Fräulein ſind gewiß auch muſikaliſch,“ begann er.

„Ich ſpiele nur Klavier,“ erwiderte Fräulein Koch.

„Im Kurhaus ſoll ein ſehr gutes ſein.“

„Ja. Doktor Bender ſpielt ſo oft darauf.“

Doktor Bender, gleichfalls Baderarzt, war dafür bekannt, daß er ſeine geſamunte freie Zeit an dieſem Klavier im Kurhaus verbrachte. Er ſpielte excluſiv Wagner, muſikaliſche Damen ſuchten ſeine Behandlung mit Vorliebe auf und Doktor Pulvermann nannte ihn raffiniert.

Die Unterhaltung zwiſchen Hannefried und Fräulein Koch war nunmehr im Gange.

An ſeinen Anzug dachte Hannefried nun nicht mehr.

Fräulein Koch war neunzehn. Zum erſten Male kam ſie von ihrem elterlichen Gute in die Welt. Sie hatte einen geheimen Kummer. Dies waren ihre beſagten rothen Wangen. Ein jeder Herr — ſo mißtraute ſie den Herren unaufhörlich — mußte ihr die ländliche Abkunft vom Geſicht ablesen. Sie trank deshalb heimlich Eßig. Die vielen bleichſüchtigen jungen Damen um ſie her beneidete ſie. Agrarier kamen ihr wie Staatsbürger zweiter Klaſſe vor. Ihr Mißtrauen war ein doppeltes. Herren aus der Stadt, meinte ſie, hielten ein Mädchen vom Lande für nicht genügend bildungsreif und doch war ſie daheim auf die Leihbibliothek aus der Stadt, ſowie auf die „Gartenlaube“ abonniert. Nur prunken möchte ſie nicht damit.

Hannefried erzählte, daß er Buchhändler war.

„Ach,“ ſagte Fräulein Koch.

Hannefried bemerkte, daß ſeine Dame von dieſer ſeiner Mittheilung angenehm überrascht war.

In der That bildete er ſich auf die ideale Seite ſeines Berufes auch etwas Bedeutendes ein, wenn es ihn auch dabei verdroß, daß ein junger Mann aus dem Sortimentsbuchhandel es im ganzen Deutſchen Reiche auf nicht über ſechshundert Thaler Jahresgehalt zu bringen im Stande war. „Dann kennen Sie gewiß auch viele Romane,“ ſagte Fräulein Koch.

„Ziemlich viele,“ antwortete Hannefried.

„Kennen Sie Gold und Liebe von Ewald Auguſt König?“

Hannefried machte ein geringschätziges Geſicht.

„Das leſe ich nicht,“ ſagte er.

Hannefried begann ſeine literariſchen Ansprüche der jungen Dame auseinanderzuſetzen. Er hielt es ſelbſtverſtändlich mit der realiſtiſchen Schule.

Fräulein Koch hörte ihm mit wachſender Achtung und Bewunderung zu.

Beide Herrſchaften ſingen an, ſich vortrefflich zu unterhalten, Hannefried vergaß ſeinen Anzug immer mehr und ſelbſt

die von den Vorübergehenden mit den beiden Paaren eingetauſchten Grüße beengten ihn kaum noch.

Fräulein Koch war, wenn ſie aufthauete, wirklich eine nette junge Dame. Wenigſtens empfand das Hannefried. Er fühlte ſich in ſeinem Element.

Doktor Pulvermann machte indeſſen auf der Kurhaus-terrasſe dem Kellner Vorhaltungen über das ſchale Piſener Bier.

„Es wird zu wenig getrunken, es bleibt immer zu lange im Faß,“ ſagte der Kellner.

Doktor Pulvermann beſtellte ſich ein neues Glas.

Er war Korpsſtudent geweſen und Piſener war ſein Lieblingsbier.

Mißmuthig verweilte ſein Blick, bevor er das Glas anſetzte, auf dem kümmerlichen, kohlenſäurearmen Schaum.

Ein Entſchluß ſtieh in ihm auf.

Der Fehler des Bieres beſtand, wie geſagt, nur darin, daß es zu wenig getrunken wurde.

Piſener konnte keinem Menſchen ſchaden, ſelbſt ſeinen männlichen Patienten nicht, die höchſtens an Gallenſtein und Rheumatismus litten.

Es wurde nur im Kurhaus verſchänkt.

Von morgen ab — ſo entſchied ſich Doktor Pulvermann — wollte er allen ſeinen männlichen Patienten den Genuß von Piſener verordnen.

Zur ſelben Zeit machte im Walde auch die Stabsärztin mit Lorchen eine Promenade.

Dem Spaziergange war im Hotel zwiſchen den beiden Damen wieder eine Toilettendebatte vorangegangen.

Es handelte ſich diesmal darum, welchen Hut Lorchen aufſetzen ſollte.

Lorchen hatte drei Hüte mit. Erſtens den Reieſehut, der natürlich von vornherein ſchon ausgeſchloſſen war. Zweitens einen dunklen Hut mit einer Feder, der aber nur für trübes Wetter beſtimmt war. So kam nur der weiße Strohhut in Betracht, der mit weiß und rothen Tauſendſchönchen garnirt war. Tauſendſchönchen machten Lorchen jugendlich. Leider war dieſer Hut kürzlich von einem Regenguß betroffen worden, die Krempe war herabgebogen und das Noth aus den Tauſendſchönchen war in die weiße Bandgarnirung geſloſſen. Der ganze Hut hatte rothe Flecke.

„Den hätteſt Du Dir doch wieder friſch garniren können,“ ſagte die Stabsärztin.

„Aber, Muttychen,“ rief Lorchen erregt durch das Hörrohr, „wann hab' ich denn Zeit dazu gehabt?“

Das Reſultat war, daß Lorchen in Anbetracht der Hitze endlich doch den großen Hut aufſetzte.

„Du kannſt Dich doch darin vor Niemand ſehen laſſen,“ klagte die Stabsärztin.

„Wir gehen doch bloß in den Wald,“ entgegnete Lorchen, „wem werden wir denn dort viel begegnen.“

Lorchen nahm noch ihren Sonnenschirm — in der Mitte des Stoſes war er von einem meiſſingnen Ringe eingefafßt, weil aus Verſehen ihre Mutter ſich im Coupee einmal darauf

gefezt hatte und er zerbrochen worden war — und die Stabsärztin selbst nahm ihre Ledertasche über den Arm. Sie that ihr Hörrohr und eine kleine Flasche Nückenstich-Spizenz hinein.

„Muttmchen, möchtest Du Dir nicht den Henkel von der Tasche ordentlich festbinden?“ sagte Lorchchen noch, „er ist schon ganz lose.“

„Ich verlier' nichts,“ antwortete die Frau Stabsarzt bestimmt.

Wenn andere Menschen durch den Wald gehen, selbst Minister, Kommerzienräthe, Theaterdirektoren, kurz Menschen, die sonst nicht sentimental sind, so hat er ihnen etwas zu sagen. Sie fühlen sich wohl, freier, glücklicher, als sonst in ihrem Leben. Die Wälder um Liebenau herum waren noch besonders schön. Prächtiger Buchen sah man nirgends. Zwar waren die Schläge schon etwas gelichtet, aber das erhöhte beinahe noch ihren romantischen Reiz. Man sah in weite, tiefe, hellgrüne Dämmerungen hinein, über Moos und Farren breitete sich der weiche braune Teppich des vorjährigen Laubes; durch die dichten Wipfel sah hier und dort neugierig die Sonne herein und warf flirrende, kleine, weiße Scheiben wie lauter Silberstücke darüber. Vom nahen Gebirge schwebte manchmal sogar der Tannenhäher herab und sah, ein schwarzbrauner Punkt, oben im Gezweig und blickte schweigend in die schöne Stille. Als Lorchchen noch zwanzig Jahre alt war, ging auch sie in Traumgefühlen durch den Wald. Seitdem aber hatte sie so vieler Herren Wälder gesehen, in denen sie allgemach nur immer der Gedanke beschäftigte, ob sie noch einen Mann bekommen würde. Lorchchen war nüchtern geworden und der deutsche Wald hatte nichts mehr Jhnliches für sie.

Wie ein jeder Badeort, so hatte auch Liebenau in seiner Umgebung eine sogenannte Teufelskanzel. Der Weg durch den Wald zu diesem Ziele war durch farbige Markierungen an den Bäumen bezeichnet und Lorchchen und ihre Mutter strebten nun diesem Ziele zu.

„Wir scheint doch,“ sagte die Stabsärztin, „wir haben das unpassendste Hotel genommen. Herren wohnen fast gar nicht darin.“

„Die andern sind doch aber wohl viel theurer, Muttmchen,“ erwiderte Lorchchen.

„Am nächsten Sonntag ist Reunion,“ fuhr die Stabsärztin fort.

„Es ist doch wieder nichts,“ sprach Lorchchen resignirt.

„Rede doch nicht,“ sagte die Stabsärztin, „Du bist doch erst sechsundzwanzig geworden.“

„Ich freu' mich auf nichts mehr,“ antwortete Lorchchen mit Schwermuth, „es nützt doch nichts, Muttmchen. Manchmal schäm' ich mich schon vor mir selber. Es heirathen doch so viele Mädchen nicht. Es muß doch nicht sein, Muttmchen. Du willst es mit Gewalt erzwingen. Sechsundzwanzig bin ich. Verliebten thut sich doch Niemand mehr in mich, und die paar tausend Thaler, die ich habe, verlocken doch Niemand. Mit Deiner Wittwenpension und der Rente vom Onkel könnten wir so ruhig und zufrieden zu Hause mit einander leben und brauchen uns um Niemand zu bekümmern. Am liebsten reist' ich gleich heut nach Hause. Jetzt blühen im Garten alle Rosen, die Rosenrosen auch. Wir könnten so gemüthlich in der Laube sitzen und brauchen keine Sorge zu haben. Was nicht ist, das ist doch nicht, Muttmchen. Mich geht's doch mehr an als Dich und ich seh'n mich doch nach keinem Mann. Vor der Reunion graut mir jetzt schon. Herren kenne ich doch hier nicht. Dann sitze ich wieder da. Laß es doch sein, Muttmchen. Sei gut!“

„Ich war schon dreißig, als mich Dein Vater geheirathet hat,“ erwiderte die Frau Stabsarzt.

Weiter erwiderte sie nichts.

Lorchchen wußte, wie es sich mit der Heirath ihrer Mutter verhielt und daß sie als eine verjährte Studentenliebe von ihrem Vater heimgeführt worden war. Das war auch der Grund, weshalb die Stabsärztin an keine aussichtslosen Mädchen glaubte.

Der Weg nahm jetzt eine Steigung und ging zwischen hohen Gräsern und Farren am Rande eines zerklüfteten, kleinen, von Brombeerbüschen überwachsenen Abgrundes entlang, welcher der Höllegrund hieß. Auch einen Höllegrund hatte Liebenau. Die Damen, von der Anstrengung des Steigens in Anspruch genommen, brachen ihr Gespräch ab und die Stabsärztin versenkte ihr Hörrohr wieder in die Ledertasche.

Endlich war die Teufelskanzel erreicht.

Es war ein kleiner, unbewaldeter Vorsprung mit einer prächtigen Aussicht in das Thal hinab und am Rande durch ein Geländer aus jungen, rohen Birkenstämmen geschützt.

Auch scharfsinnige Leute vermochten nicht zu erklären, mit welchem Recht dieser liebliche Punkt in einer Beziehung zu dem Teufel stehen konnte.

Auf dem Vorsprung unter einer alten, im Winde rauschenden Buche stand eine gezimmerte Bank.

Auf dieser Bank saß etwas Weißes.

Es war ein Herr.

Er trug einen weißen Biqueeanzug und sah versunken vor sich hin in das Thal.

Daß Jemand auf ihn zukam, bemerkte er nicht.

„Ein Herr,“ sagte die Stabsärztin.

Lorchchen blieb unschlüssig stehen.

„Komm nur,“ fuhr die Stabsärztin fort in einem Tone, der deutlich aussprach, daß sie vor Herren, die allein auf Banken saßen, keinerlei Furcht empfand.

„Nimm den Hut ab, er sieht nicht gut aus, häng' ihn Dir über den Arm,“ setzte sie hinzu.

Lorchchen wußte nicht, warum sie diesem Wunsche der Mutter gehorchte.

Jetzt erst, als der Sand unter den Schritten beider Damen leise knirschte, sah der Herr sich um.

Er stand hastig auf.

Er zog den Hut.

Es war derselbe Herr, der Lorchchen schon am Tage ihrer Ankunft den Handschuh aufgehoben hatte.

Es war der Berliner.

Ein Ausdruck der Verlegenheit ging über sein Gesicht.

Die Stabsärztin bemerkte es nicht.

„Guten Tag,“ sagte sie sehr freundlich, auf die Bank zusteuernd, „Sie erlauben wohl?“

Es schien, als wollte der Herr etwas sagen, und zwar etwas Zuverlässiges, Höfliches.

Es schien aber nur so.

Er verbeugte sich noch einmal, setzte seinen Hut auf und verließ dann mit schnellen Schritten die Teufelskanzel und ihren Bereich.

„Was hat er denn?“ fragte die Stabsärztin.

Lorchchen antwortete nicht.

„Er hat was,“ bemerkte die Stabsärztin bestimmt.

„Aber Muttmchen,“ sagte Lorchchen, „der Herr geht uns doch nichts an.“

„Es scheint doch ein netter und feiner Mensch zu sein. Angehen hat er Dich auch. Wir wollen uns bei Zieseniens doch einmal nach ihm erkundigen.“

„Ich bitt' Dich, Muttmchen,“ sagte Lorchchen flehend.

„Das verstehst Du nicht,“ schnitt ihre Mutter energig jeden Einwand ab.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein geretteter Oesterreicher von der „Bourgogne“.

Wien, 13. Juli.

Heute Nachmittag erschien, so schreibt die „N. Fr. Pr.“, in unserem Redaktions-Bureau ein sonnenverbrannter Mann, der Matrosentracht trug und dessen rechter Arm sammt der Hand bandagirt war. Er war Einer von der Mannschaft der „Bourgogne“, und zwar ein geborener Oesterreicher, der sich aus dem Untergange des Schiffes gerettet hatte und uns nun mündliche Mittheilungen über die furchtbare Katastrophe und über seine eigenen Erlebnisse dabei machte. Der Ankömmling legitimirte sich durch ein Certificat der österreichisch-ungarischen Botschaft in Berlin als Friedrich Heuschel, aus Lase in Krain gebürtig. Durch das Zeugniß unserer Botschaft war ihm freie Eisenbahnfahrt für die Heimath und die Unterstüßung der Behörde erwirkt worden. Auf Grund seines österreichischen Marine-Arbuches ist er in den Besitz eines belgischen Marine-Arbuches gelangt. Die Berliner Botschaft bestätigte auf dem auch von der Wiener Polizeidirektion virdirten Dokumente, daß Heuschel als Quartiermeister auf der „Bourgogne“ gedient hat und Augenzeuge der Katastrophe bei Sable Island gewesen ist. Er stand in der kritischen Nacht vom 3. auf den 4. ds. Mts. als Quartiermeister am Steuer der „Bourgogne“ und hat die entseßlichen Kampfszenen zwischen der Mannschaft und den Passagieren des untergehenden Dampfers mit eigenen Augen angesehen. Er trägt auch die Spuren derselben an seinem Leibe, denn die Wunden am rechten Arme sind die Folgen von Schlägen mit dem Ruder, welche ihm die französischen Matrosen beigebracht haben, als er in eines der Boote zu gelangen suchte.

Herr Heuschel, der sich von hier nach Laibach begiebt, wo seine Familie lebt, ist nebst der deutschen auch der englischen, französischen und italienischen Sprache vollkommen mächtig. Die Kenntniß des Italienischen hat ihm, wie aus der nachfolgenden Erzählung erhellt, sein Leben gerettet. Er hat früher bei der österreichisch-ungarischen Marine und beim Oesterreichischen Nord- und Ostsee-Gebiet, stand seit sechs Jahren im Dienste der Compagnie Transatlantique, deren Eigenthum die „Bourgogne“ war, und hatte schon zwei Mal auf diesem Schiffe den Ocean durchquert. Seine Darstellung enthält Vieles, was bis jetzt noch nicht bekannt war, und ist darum von Werth, weil durch sie dem neuesten von Paris aus gemachten Verluße begegnet werden kann, die rohen, unmenschlichen Gewaltthätigkeiten der französischen Matrosen abzuleugnen.

Der Steuermann Heuschel begann seine Darstellung ungefähr folgendermaßen: Wir hatten New-York am 2. Juli verlassen und waren beiläufig 18 Stunden unterwegs, als die Katastrophe südlich von Sable Island sich ereignete. In der kritischen Nacht hatte ich die Wache auf der Steuerbordseite und stand an den Mast gelehnt. Rings um uns herrschte dichter Nebel und tiefe, finstere Nacht. Außer den alle fünf Minuten ertöndenden Signalpfeifen des Nebelhorns, welche das Seereglement bei Nebel vorschreibt, war kein Laut zu hören. Die Passagiere und die Mannschaft — die Wache ausgenommen — schliefen; Kapitän Deloncle kam gegen 1 Uhr Nachts auf Deck, um wegen der bei Sable Island gelagerten zahlreichen und gefährlichen Sandbänke den Kurs zu wechseln. Wir fuhrten in der Richtung Nordost, vollen Wind vor dem Segel, mit einer Geschwindigkeit von 12 Seemeilen in der Stunde. Da, gegen 2 Uhr Nachts, rief plötzlich der Ausluger auf Bug: „Segel an Steuerbord!“

Kapitän Deloncle, welcher dem fremden Schiffe ausweichen und in parallele Richtung mit demselben kommen wollte, befahl sofort: „Halt! Nachbord.“ Doch war es bereits zu spät. Der Steuermann konnte das Manöver nicht mehr ausführen. Das fremde Schiff fuhr direkt auf unsere Schiffsmitte los. Ein furchtbarer Stoß, ein dröhnendes Krachen, und das entseßliche Unglück war geschehen.

Es ist schwer, die nun folgenden Szenen zu schildern. Kapitän Deloncle wurde vom Schrecken so erfaßt, daß er vergaß, die Schotten zu schließen. Auf der Kommandobrücke befindet sich nämlich ein elektrischer Tafter. Ein Fingerdruck auf diesen Tafter hätte genügt, um sämmtliche Schotten — es sind dies die wasserdichten Wände zwischen den Kabinen — zu schließen. Der Kapitän rief nun unablässig in voller Verzweiflung: „Mon dieu! Mon dieu! Tout est perdu!“ Er hatte überdies hohe, schwere Fuchstiefel an, die ihn zu Fall brachten, als er von der Kommandobrücke aus auf das Deck springen wollte. Dem Stoße folgte augenblicklich wildes Angst-

geschrei, denn durch das mindestens zehn Quadratmeter weite Deck ergoß sich das Wasser wie ein krauselnder Wildbach in das Innere des Schiffes. Die „Bourgogne“ hatte Korn geladen, das heftig das Wasser aufzog und so zu dem rapiden Sinken des Schiffes noch beitrug.

Nach dem Zusammenstoß hatte sich die „Bourgogne“ auf die Backbordseite gelegt, so steil, daß die Deckfläche fast vertikal stand und zum Theil unter Wasser gerieth. Infolgedessen rutschten Alle, die auf Deck kamen, herab und Viele ertranken so auf dem Schiffe selbst. Dies geschah namentlich den zahlreichen Kindern italienischer Auswanderer, die mit ihren Familien an Bord der „Bourgogne“ die Rückreise nach Europa angetreten hatten.

Für die Rettungsaktion selbst kamen von den auf dem Schiffe befindlichen neun Rettungsbooten nur die vier Boote auf der Backbordseite in Betracht, da in Folge der starken Neigung des Schiffes die an der Steuerbordseite befindlichen Boote über das Verdeck hineinhingen, sodaß sie nicht in das Wasser gelassen werden konnten.

Um die Plätze in diesen vier Booten entspannen sich nun furchtbare Kämpfe, welche den panischen Schrecken noch vermehrten, von dem Alles erfaßt schien. Die Matrosen der Steuerbordwache stürzten sich augenblicklich auf die noch in der Luft hängenden Boote. Eines der Seile, an welchem das mir zunächst befindliche Boot hing, wurde von Jemandem gekappt. Die Insaßen stürzten aus dem nun senkrecht herabhängenden Boote ins Meer. Dann fiel das zweite Thau. Wie rasend stürzten die Matrosen auf das Boot zu und hatten im Nu alle Plätze besetzt. All dies ging blitzschnell vor sich.

Eine schauerliche Beleuchtung empfingen diese Szenen durch den in der Küche entstandenen Brand. Durch die Heftigkeit des Stoßes war das Feuer aus den Herden, auf denen eben der Kaffee für die neue Wache bereitet wurde, herausgeschleudert worden und theilte sich jäh dem in der Küche zum Trocknen aufgespeicherten Kleinholz mit. In dem Flammenscheine sah man deutlich die todtbringende Verwirrung. In allen Sprachen hörte man um Hilfe rufen, und in die Schreie der Todesangst klangen die Flüche und das Wuthgeschrei der Passagiere, die durch die Matrosen gehindert wurden, die Rettungsboote zu erreichen. Die Italiener leisteten verzweifelte Gegenwehr und zogen ihre Messer. Die Boote, die für dreißig Personen berechnet waren, trugen 70 und mehr Insaßen, die in dem Boote saßen, lagen oder standen, eng aneinander gepreßt, und Jeder bereit, seinen Nachbar über Bord zu stoßen, um sich selbst zu retten.

Die Sicherheitsgürtel und die Schwimmhölzer, die vor die Brust gebunden werden, veragten fast vollständig. Die meisten fehlten überhaupt, und der Rest war unbrauchbar. Inmitten dieses Chaos stand eine Gruppe von drei polnischen Juden, ihres Zeichens Kürschner, die Gebetmäntel über dem Kopf, die in fatalistischer Apathie des Todes harreten.

Alle diese Szenen hatten kaum zwei Minuten gewährt. Das Schiff begann sich auf die andere Seite zu neigen. Ich benutzte diesen Augenblick und sprang über Bord. Ich erfaßte dann den Rand eines der Rettungsboote. Sofort schlagen die französischen Matrosen mit Nudern auf meinen Kopf und auf meinen rechten Arm. Ich ließ aber nicht los und rief einem Italiener in seiner Muttersprache zu, mich ins Boot zu helfen, was dieser auch mit Aufgebot aller Kraft that. Hierbei erhielt ich noch einige Hiebe auf den Nacken und den Rücken. Nun zog ich ebenfalls mein Messer, um mich zu wehren, und gelangte endlich in das Boot. Die „Bourgogne“ machte noch eitle Wendungen und versank endlich, einen weiten und tiefen Strudel ziehend. Mit ihr ertranken der Kapitän, die Offiziere bis auf den dritten Maat, der sich retten konnte, der Arzt, die Backbordwache, welche ihre Schlafzeit hatte, daher zu jener Zeit unter Deck war, die auf dem sofort gesunkenen Theile des Schiffes schlafenden Kajüten-Passagiere und das Maschinenpersonal. Das letztere dürfte verbrannt sein, da auch aus den Kesseln die heiße Gluth herausgefallen sein mußte.

In unserem Boote begann nun ein neuer Kampf. Die französischen Matrosen hatten sich von dem in dem Boote befindlichen Seevorrathe, welcher aus einem Fäßchen Rum, einem Faß Wasser, Salzfleisch und Zwieback besteht, des Rumes bemächtigt und begannen zu trinken. Ich besprach mich aber mit den Italienern. Wir überfielen die Franzosen, nahmen ihnen das Rumfaß ab und warfen es in das Meer. Rum mußte an das Fortkommen gedacht werden. Vom Rudern konnte der Ueberfüllung des Bootes wegen natürlich keine Rede sein. Die Franzosen weigerten sich, zu steuern, die Italiener verstanden

nichts davon. Mein Arm hatte bei dem Kampfe erhebliche Verletzungen davongetragen, so daß ich allein das Steuer nicht handhaben konnte. Ich übergab dasselbe einem Italiener, und mit Hilfe meiner Weisungen gelang es, das Boot vor dem Wind zu halten.

Von dem fremden Schiffe, mit dem wir zusammengestoßen waren, konnten wir in dem dichten Nebel nichts bemerken. So trieben wir zwölf Stunden auf hoher See herum. Endlich tauchte die „Cromartyshire“ vor unseren Augen auf. Wir befestigten unsere Hemden auf den Rüdern und gaben dem Schiffe Signale. Dieselben wurden erwidert. Der Dampfer näherte sich uns. Wir waren gerettet. In Bord der „Cromartyshire“ waren bereits zahlreiche andere Schiffbrüchige von der „Bourgoigne“, die von dem Schiffe aufgelesen worden waren. Die „Cromartyshire“ hatte bei dem Zusammenstoße ebenfalls ein Leck davongetragen und die Mannschaften mußten die ganze Zeit an den Pumpen arbeiten, um das Wasser zu entfernen. Das Schiff fuhr nach Halifax.

Auf dem Wege dahin wurde ein Theil von uns von dem nach England fahrenden „Egyptian“ übernommen. Wir landeten in Kingston, wo ich bei den englischen Behörden in Anwesenheit des französischen Konsuls die hier angeführten Thatfachen berichtete und beviden mußte. Ich selbst bin ohne alle Mittel und bin auf die Invalidenkasse der Compagnie Transatlantique angewiesen. Heuschel behauptet auch, nebst der in früheren Berichten erwähnten Engländerin sei noch eine Frau, eine deutsche Gouvernante, gerettet worden, und zwar in demselben Boote, in welchem er sich befand.

Friedrich Heuschel theilte uns ferner mit, daß die Besatzung der „Bourgoigne“ meistens aus Corsen bestand. Die Disziplin auf dem Schiffe sei die denkbar schlechteste gewesen. Das Schiff war auch mangelhaft ausgestattet. Obwohl erst in jüngster Zeit erbaut, hatte die „Bourgoigne“ nur eine Schraube, während die modernen Dampfer fast alle zwei Schrauben besitzen. Unter jeder Kojen soll ein sogenannter „Lebensretter“ angebracht sein. Auf der „Bourgoigne“ haben die meisten „Lebensretter“ überhaupt gefehlt, und nach Angaben Heuschel's soll erst auf je drei oder vier Kojen einer entfallen sein. Der Seevorrath, der nach dem See-Neglement sich auf jedem Rettungsboote befinden muß, bestand aus altem verschimmeltem Zwieback, der von den Würmern bereits angegriffen war, und aus schlechtem Wasser.

Auf den deutschen und auch den meisten anderen Schiffen wird täglich Vormittags das „Mar an die Rettungsboote“ und Nachmittags werden die „Feuerposten“ geübt, damit bei einem Unglücksfalle die Mannschaft gefestgegenwärtig und geschult ihre Pflicht erfüllen könne. Auf der „Bourgoigne“ fanden, wie Herr Heuschel erzählt, überhaupt keine solchen Übungen statt, wodurch auch die Disziplinlosigkeit und die Panik, die auf dem Schiffe herrschte, erklärlich wird.

Nach den Aussagen Heuschel's soll der Zusammenstoß nicht, wie immer berichtet wurde, um fünf Uhr früh, sondern schon um halb zwei oder höchstens um zwei Uhr Nachts, bei tiefer Dunkelheit erfolgt sein. Er sucht dies folgendermaßen zu beweisen: Um halb zwölf Uhr Nachts wurde, wie gewöhnlich, die Wache gewechselt und ich kam auf Posten. Eine halbe Stunde brauchten wir, um Kaffee zu trinken. Das Wacheablösen dauert ebenfalls eine halbe Stunde, und es kann höchstens eine Stunde vergangen gewesen sein, als der Zusammenstoß erfolgte. Ueberdies lag dichter Nebel über der See, es herrschte tiefe Dunkelheit, und auf hoher See beginnt es jetzt bereits um drei Uhr zu tagen, um welche Zeit sich auch der Nebel hebt.

Ich fahre — schloß Heuschel seine Mittheilungen — heute noch in meine Heimath zu meiner Frau und meinen Kindern. Was ich weiter machen werde, weiß ich noch nicht, jedenfalls trete ich nicht mehr bei einer französischen Gesellschaft ein.

## Allerlei.

**Aus dem Leben einer Kaiserin.** Im Sommer des Jahres 1866 war es, als gleich nach Beendigung des deutsch-österreichischen Feldzuges der Förster W. auf der in der Nähe von Heringsdorf belegenen Försterei Fangel die Weiheung erhielt, sich zum Empfange der am 17. Juli dort eintreffenden Kronprinzessin von Preußen bereit zu halten, um ihren Führer durch die weitberühmten Anlagen und Waldpartien dortiger Gegend zu machen. Wüthlich zur angegebenen Stunde traf die hohe Frau in Begleitung eines nur kleinen Gefolges und ihrer beiden jüngsten Kinder auf der Försterei ein, wo sie sich

unverzüglich von dem Förster an alle besonders sehenswerthen Punkte führen ließ und ihrer Bewunderung über die hier geradezu unvergleichlich schönen Buchenwäldungen sowohl, als über den paradisiakalisch liegenden Coriswändt-See rüchhaltlos Ausdruck ließ. An eine kleine Anhöhe gelangt, von welcher aus man eine herrliche Fernsicht genießt, äußerte die Kronprinzessin den Wunsch, an dieser Stelle den Kronprinzen, der ebenfalls noch erwartet wurde, zu begrüßen und zur Erinnerung an diesen Tag eine noch junge Fichte einzupflanzen zu wollen. Der sie begleitende Förster schied sich ohne Weiteres an, ein junges Bäumchen auszugraben und es an der von der hohen Frau bezeichneten Stelle selbst einzusetzen, begegnete indeß lebhaftem Widerpruch, indem die Kronprinzessin sich flugs ihrer Handicuche entledigte, geschäftig den Spaten ergriff und nun, trotz der Julihitze, mit großer Geschicklichkeit das Bäumchen selbst einsetzte und die hierzu erforderliche, immertin ziemlich umfangreiche Oeffnung mit sichtlichster Befriedigung auch eigenhändig wieder zushaufelte. Nach dieser anstrengenden Arbeit wurde, nur in Begleitung des Försters und der Kinderequipage nebst der begleitenden Wärterin, noch einmal ein größerer Spaziergang nach dem seiner idyllischen Lage wegen bekannten und viel besuchten großen und kleinen Kretzsee gemacht, als ganz plötzlich inmitten allen Schauens und Bewunderns die Frau Kronprinzessin ihre Uhr hervorzieht und voller Bestürzung ausruft: „O weh, Herr Förster, jetzt habe ich mich ja um eine volle Stunde geirrt und über Ihrem herrlichen Wald meine Mutterpflichten veräußert!“ Dabei bedeutete sie dem Förster, ein wenig abseits zu gehen, ließ sich von der Wärterin ihr „Küngeltes“ reichen, setzte sich auf den Knien nieder und holte also das Verjaunte nach. Beim Abschied von dem durch die Liebeshandlung und Leutseligkeit der hohen Frau tief beglückten Förster bat dieser um die Erlaubniß, an der Stelle, an welcher die Kronprinzessin das junge Bäumchen gepflanzt, einen Stein mit einer selbst anzufertigenden Inschrift setzen zu dürfen, welchem Wunsche seitens der hohen Frau auf das freundlichste Folge gegeben wurde. Noch heut wird auf Fangel allen Fremden die Stelle gezeigt, wo vor mehr als dreißig Jahren in stiller Waldheimlichkeit das erste Wiedersehen des Kronprinzen mit der Kronprinzessin nach der Schlacht von Königgrätz stattfand und an welcher jetzt, von einer steinernen Bank umriedet, eine stattliche, schlank Fichte ihre Zweige zum Himmel emporstreckt.

**Wo lebt man am längsten in Europa?** Die auf Grund der betreffenden Sterblichkeitsverhältnisse entworfene jüngere amtliche Statistik bringt über diese interessante Frage folgende Aufschlüsse und stellt darin also ausdrücklich fest, daß Bayern dasjenige Land ist, wo man auf unserem Erdtheil die Aussicht hat, am frühesten in das Jenseits abberufen zu werden. Das Durchschnittsalter ist für Schweden 50 Jahre, England 45 Jahre und drei Monate, Preußen 44 Jahre und 11 Monate, Schweiz 44 Jahre und 4 Monate, Frankreich 43 Jahre und 6 Monate, Oesterreich 39 Jahre und 8 Monate, Italien und Preußen 39 Jahre, Bayern 36 Jahre. Also hinter Bayern steht gleich Preußen mit nur 39 Jahren, so daß Preußen und Italien nächst dem Lande, wo es das beste Bier giebt, die kurzlebigen Einwohner besitzen sollen! Für den wohlthuernden und konservirenden Einfluß des bayerischen Bieres spricht diese Statistik nun freilich nicht.

**Wie schnell fliegt die Brieftaube?** Ueber diese oft erörterte Frage hat ein bekannter Professor neue Untersuchungen angestellt und ist zu folgenden Ergebnissen gelangt: Beim Durchfliegen großer Entfernungen von 100 bis 600 km beträgt die Fluggeschwindigkeit der Brieftaube im Durchschnitt 1100 bis 1500 m in der Minute. Bei der Wind besonders günstig, so kann die Geschwindigkeit auf 1600 m ja selbst auf 2000 m in der Minute gesteigert werden, während sie bei unangünstigem Winde auf 800 und selbst 500 m in der Minute zu sinken pflegt. Gewöhnlich fliegen die Brieftauben in einer Höhe von 1000 bis 1500 m; bei konträrem Winde aber halten sie sich näher an der Erdoberfläche.

## Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— **Das Deutsche Jägerbuch.** Von C. W. Allers und Ludwig Ganghofer. (Stuttgart, Verlag der Union Deutsche Verlags-gesellschaft.) In den vorliegenden Lieferungen 9 und 10 dieses prächtigen Weidmannsbuches feiert die Darstellungskunst Ganghofers einen vollen Triumph in der Schilderung der „Hirschrundt“. Die Pracht der goldigen Herbsttage wie das Ungemüthliche der kalten Nächte oder des ersten Schneefalles im Gebirge, das Auseinanderplaken der leidenschaftlich erregten Hirsche, wie das endliche, glückliche Gelingen der Jagd — all diese Momente finden in dem Kapitel charakteristische Beleuchtung in scharfgezeichneter Darstellung, bei der jedem Jäger das Herz weit werden muß. In gleicher Vollendung bieten die Illustrationen von C. W. Allers immer neue Situationen und Jagdtypen, die das höchste Interesse des Lesers erregen. Gediegene Pracht der Ausstattung vereint sich mit dem ichönen Inhalt, um ein echtes Volksbuch zu schaffen, das jeden Jagd-freund erfreuen wird. Der Preis der Lieferung — 2 Mark — ist ein sehr mäßiger zu nennen.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Lebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Zehle, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.